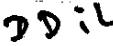


Israel auf der Suche nach irgendeiner Koalition

Ein Jahrmarkt der Eitelkeit und Eifersucht

Das komplizierte Wahlrecht verführt dazu, die Regierungskrise

mit ungewöhnlichen Mitteln beenden zu wollen

Von Josef Joffe  sidischen Sekte („Chabad“), dessen Anhänger auch als Repräsentanten der weltlichen Macht, als Parlamentarier der *Agudat Israel*, in der Knesseth ihren Dienst verrichten. Dieser Rebbe, der in Brooklyn Hof hält, ein Mann mit weißem Marx-Bart und allwissendem Blick, schaffte es immerhin, dem Sozialdemokraten und Mächtigen-Premier Peres aus 7000 Kilometern Entfernung die Tränen in die Augen zu treiben.

Die Antwort auf alle drei Fragen besteht aus einem einzigen Wort: Israel. Unter den mehr als 100 Staaten, die im Zuge der Entkolonialisierung entstanden sind, ist Israel neben Indien das einzige Land, welches das Etikett „parlamentarische Demokratie“ tatsächlich verdient – obwohl es seit 42 Jahren im fast permanenten Kriegszustand lebt. Inzwischen aber, genauer gesagt seit dem 15. März, ist der Parlamentarismus zur Perversion und die Herrschaft des Volkes zur Demonstration seiner Ohnmacht verkommen.

Fata Morgana der Macht

Seit dem 15. März nämlich, als sie das Mißtrauensvotum verlor, ist die Regierung Schamir zum „Hausmeister“ degradiert worden: Sie darf sich um die laufenden Geschäfte kümmern, ohne aber eine parlamentarische Legitimation zu haben – und dies nur so lange, wie keine neue Regierungsmehrheit zustande kommt. Daß diese eine Fata Morgana bleibt – kaum gesehen, schon wieder zerronnen –, verdankt der Vier-Millionen-Staat drei ultra-religiösen Parteien mit 10,8 Prozent der Parlamentssitze; sie neigen die Waage mal in diese, mal in jene Richtung, aber immer so, daß im öden Wechsel stets ein frustrierendes Gleichgewicht von 60 zu 60 Stimmen zwischen der Linken und der Rechten entsteht. Und daß es so ist – das Arbeitspartei-Chef Schimon Peres das Mißtrauensvotum gegen Schamir nicht in eine Regierungsmehrheit für sich selbst umschieden konnte –, dafür sorgte unter anderen ein gewisser Menachem Mendel Schneerson, der in Brooklyn lebt und seine Getreuen in Israel per Brief und Kurier instruiert – telephoniert wird nicht, und gereist erst recht nicht.

Wer ist dieser Menachem Mendel? Der 88 Jahre alte Schneerson ist besser bekannt als der „Lubavitscher Rebbe“, als Führer einer weltweit operierenden chas-

sidischen Sekte („Chabad“), dessen Anhänger auch als Repräsentanten der weltlichen Macht, als Parlamentarier der *Agudat Israel*, in der Knesseth ihren Dienst verrichten. Dieser Rebbe, der in Brooklyn Hof hält, ein Mann mit weißem Marx-Bart und allwissendem Blick, schaffte es immerhin, dem Sozialdemokraten und Mächtigen-Premier Peres aus 7000 Kilometern Entfernung die Tränen in die Augen zu treiben.

Nach Wochen harter Fron in rauchgeschwängerten Hinterzimmern hatte Peres nämlich geglaubt, eine hauchdünne Mehrheit von 61 Abgeordneten für die Regierungsbildung hinter sich zu haben. Dann aber sprach der Lubavitscher Rebbe – per Kurier, versteht sich – ein Machtwort, und zwei Getreue aus der ultra-orthodoxen *Agudat Israel* sprangen ab. So waren es nur noch 59, und Peres mußte seine Krönungszeremonie in der Knesseth wieder absagen.

Die höhere Raison des Rebbes: Schamir, nicht der windelweiche Peres, sei Garant dafür, daß Israel „an den besetzten Gebieten und an der Torah (den Fünf Büchern Moses) festhalten“ werde.

Wer nun aber glaubt, daß die hohe Politik und die Frage nach Krieg und Frieden, den Lauf der Geschichte in Israel bestimmten, der irrt gewaltig. Richtig ist zwar, daß die Regierungs-, ja die Systemkrise des Landes einen außenpolitischen Auslöser hat; die große Koalition zwischen Schamir und Peres, zwischen dem rechten Likud und der linken Arbeitspartei, zerfiel an der außenpolitischen Schicksalsfrage, die mit geziemendem Druck aus Washington an Jerusalem herangetragen worden war: Verhandeln oder nicht; und wenn ja, mit wem und zu welchem Behufe? Sollen auf der anderen Seite auch PLO-Mitglieder teilnehmen dürfen – oder nur nicht mit der PLO verbandelte Vertreter aus den besetzten Gebieten? Ist das Ziel die „Autonomie“ oder längerfristig gar ein separater Palästinenser-Staat?

Richtig ist auch, daß Schimon Peres im Gewand der „Tauben“ auftritt, derweil Jitzchak Schamir die Pose des „Falken“ einnimmt. Dennoch hieße derlei schlichte Lesart, die Bühne mit der Realität und die Deklamationen mit den Intentionen zu verwechseln. Deshalb ist ein längerer Blick hinter die Kulissen vonnöten – auf

die Liste der scheinbaren Statisten, die mehr Namen enthält als ein Roman von Tolstoi.

Das erste Schlaglicht fällt auf einen gewissen Arye Der'i, 31 Jahre alt, Innenminister und Mitglied der ultra-orthodoxen *Shas*-Partei, der „Sephardischen Torah-Wächter“, welche die gläubigen Juden arabischer und nordafrikanischer Herkunft um ihr Banner sammelt. Dieser junge Mann, dem Charisma, hohe Intelligenz und vor allem ein Drang zu Höherem bescheinigt werden, machte dem Arbeitspartei-Chef Peres (dem Finanzminister der geplatzten großen Koalition) ein Angebot, das dieser ehrgeizige Politiker nicht zurückweisen konnte: Seine sechs Mannen würden – selbstverständlich im Dienste des blockierten Friedensprozesses – während der Prozedur des Mißtrauensvotums mit Peres gegen Schamir und hernach für eine Peres-Regierung votieren.

Peres, dem sein Partei-„Freund“, der Verteidigungsminister Jitzchak Rabin nachsagt: „Für mich ist der Premier-Posten eine Option, für ihn aber eine Obsession“, griff gierig zu – und, wie sich herausstellen sollte – daneben. Denn nur der erste Teil der Strategie, die er mit Der'i ausgeheckt hatte, funktionierte: Fünf der frommen *Shas*-Abgeordneten (und Schamir-Koalitionäre) erschienen während des Mißtrauensvotum nicht in der Kammer, und so ging der erste Teil der Schlacht programmgemäß mit 60 zu 55 Stimmen für Peres aus.

Freilich sollte der Triumph nur Stunden währen. Inzwischen sind nämlich alle „Torah-Wächter“ wieder im Likud-Lager, und um dieses Paradox zu ergründen, gilt es – wie bei einer russischen „Matrioschka“ –, die nächste Puppe in der Puppe ans Tageslicht zu bringen. Sie heißt Rabbi Schach und ist 96 Jahre alt.

Rabbi Schach ist eigentlich der spirituelle Mentor einer dritten ultra-orthodoxen Partei namens *Degel Hatora* („Torah-Flagge“) und hat demnach anscheinend nichts mit den „Sephardischen Torah-Wächtern“ zu tun, die wiederum dem fast ebenso alten Rabbi Ovadia Josef gehorchen. Und doch hat Rabbi Schach die *Shas*-Leute wieder ins Likud-Lager zurückbugsiert. Rabbi Schach gilt als eine „Tauben“, dessen Eingebungen in der historischen Erfahrung des osteuropäischen Gettos wurzeln. Wichtiger als dieses oder jene Stück Land, so vertraute er seinen

Quelle

Datum

Getreuen an, sei das Überleben der Juden und deshalb gelte es, mit den *Goyim* (hier: den zahlenmäßig überlegenen Arabern) Frieden zu halten. Wenn man nun mit geschärfter talmudischer Logik vorgeht, entstehen gleich zwei *Kasches*, das sind: außerordentlich schwierige Fragen.

Wie kann ein Rebbe, der die europäische Orthodoxie vertritt, den Kurs der „Sephardischen Torah-Wächter“ bestimmen? Und zweitens: Wieso treibt der kompromißbereite Schach die *Shas*-Männer ausgerechnet in Schamirs Falken-Lager zurück? Eine ironische Antwort gibt der israelische Schriftsteller Joram Kaniuk, dessen *Adam Hundesohn* auch auf Deutsch erschienen ist: „Wie Gottes Wege, sind auch die des Rabbi Schach geheimnisvoll.“ Dies stimmt nicht ganz – um so mehr als der biblische Gott auch ein „eifernder Gott“ ist und ihm der Rabbi in dieser Hinsicht keinesfalls nachsteht.

Marionetten am kurzen Faden

Shas, so muß man wissen, ist zwar eine Partei der gläubigen Sepharden, in Wahrheit jedoch ein Kind des Rabbi Schach, der auf diese Weise die frommen Juden arabischer und nordafrikanischer Herkunft für das politische Lager der Orthodoxie zu rekrutieren gedachte. Schach gründete 1984 die Organisation, besorgte das Geld und animierte sogar die eigenen Gefolgsleute, die sogenannten *Litwaks* („Litauer“) dazu, für die *Shas* zu stimmen. Das Resultat: In den Wahlen von 1988 zog die junge Partei mit sechs Abgeordneten in die Knesseth ein. Ihr Mentor wurde der Sepharde Ovadia Josef (siehe oben), und Schach war's zufrieden, die Fäden aus dem Hintergrund zu ziehen – bis eben der junge *Shas*-Minister Der'i (siehe ebenfalls oben) in den Vordergrund drängte.

Der hatte die Anti-Schamir-Verschönerung mit Peres offensichtlich auf eigene Rechnung eingefädelt – und das mußte er teuer bezahlen. Ein Insider beschreibt die Szene so: „Schach rief seinen Schüler zu sich, beschimpfte ihn als anmaßenden Bengel und befahl ihm: ‚Zurück in die *Jeschitwa* (Religionsschule) mit dir!‘“ Friedensprozeß hin oder her – erst mußten die Machtverhältnisse geklärt werden. „Und so“, fährt der *Shas*-Kenner fort, „konnte Schach beweisen, wer der wahre Don Corleone, wer der Mafia-Pate und wer bloß einfacher Soldat ist.“

Nachdem der greise Rabbi Schach die Peres-Sozialisten öffentlich als „Kaninchen- und Schweinefleisch-Fresser“, also als Sünder wider das jüdische Speisegesetz gegeißelt hatte, war der Peres-Traum zerstoßen, auf dem Rücken der *Shas* die Regierungsspitze zu erklimmen. Das hinderte ihn freilich nicht, weiter um die Gunst der Religiösen zu buhlen – oder besser: um die Gunst eines jeden aus dem anderen Lager, der auf der täglichen Börse der Korruption seine Stimme zum Verkauf anbot. Denn Peres weiß eines mit

Gewißheit: Dies ist seine letzte Chance. Verliert er den Kampf um die Macht in der Knesseth, wird er auch die Macht in der Partei verlieren – und dann an seinen verhaßten Rivalen Jitzchak Rabin abgeben müssen.

Zuerst gelang es Peres, einen gewissen Abraham Sharir als abtrünnigen Likud-Mann einzukaufen – aber der Pakt hielt nicht lange. Sharir ist wieder auf dem Markt und Schamir hofft („Bitte, komm nach Hause“), ihn bald wieder auf der Strichliste zu haben. Manche, wie der Rabbi Abraham Verdiger (*Agudat Israel*) sind gleich zweimal desertiert – einmal von der Peres-Truppe zu Schamir, und dann wieder zurück. Sein Kollege Eliezer Misrachi, der auf Befehl des Lubavicher Rebbe in das Schamir-Lager überwechselte, scheint es sich wieder zu überlegen. Doch inzwischen genießt der Hinterbänkler die öffentliche Aufmerksamkeit und gibt per Autotelephon Interviews.

Die allerjüngsten Spekulationen konzentrierten sich auf den Wirtschaftsminister Jitzchak Moda'i, dem Peres angeblich das (mächtigere) Finanzministerium angeboten hatte. Dieser Mann, der zum Wochenbeginn mit der „Tauben“ Peres liebäugelte, hatte vor zwei Monaten noch auf ganz andere Weise an seiner Karriere gebastelt – nämlich als Ultra-Hardliner, der seinem Parteifreund Schamir den Weg zu den Friedensgesprächen in Kairo vorstellen wollte. Aber nun mag Moda'i doch nicht, und damit ist Peres endgültig gescheitert – nicht nur als Möchtegern-Premier, sondern wahrscheinlich auch als Parteivorsitzender.

Schon werden in der Arbeitspartei die Messer gewetzt; schon spricht ihr Generalsekretär Michael Harish von einem „mörderischen Kampf um die Führung“. Ob da gleich Köpfe rollen werden? „Nein, das nicht“, sagt er, fügt dann aber delikates hinzu: „Das Argument wird sicherlich lauten, daß wir auf die falsche Strategie gesetzt hätten. Wir hätten in die Opposition gehen sollen, um so dem Volk klarzumachen, daß wir auf der Seite des von Schamir blockierten Friedensprozesses stehen. Jetzt aber haben wir uns selbst geschadet – weil die Öffentlichkeit uns Stimmenkauf, Schacherei und schmutzige Tricks ankreiden wird.“

Wahnsinn mit Methode

Israel, die einzige Demokratie im Nahen Osten – ein Jahrmarkt der Eitelkeit, Eifersucht und Korruption? „Dies ist der schiere Wahnsinn, bar jeglicher Logik“, stöhnt der Peres-Mann Benjamin („Fouad“) Ben-Eliezer, Ex-General und Mitvorsitzender des Außen- und Sicherheitsausschusses in der Knesseth. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode“, sagt Shakespeare, und einer der Likud-„Kronprinzen“, der Vize-Außenminister Benjamin Netanyahu drückt es mit einem Talmud-Wort aus: „Nicht die Maus stiehlt, sondern die Ritze“ – was auf gut deutsch heißt: „Gelegenheit

macht Diebe.“

Die bizarren Figuren – die Hinterbänkler und Jungpolitiker, die schamlos ihren Marktwert testen und die eiteln Greise, die mit dem Worte Gottes Machtpolitik betreiben – agieren letztendlich nach Regeln, die ihnen das System vorschreibt. Israel hat ein reines Verhältniswahlrecht; ein Prozent der Stimmen (etwa 20 000) reicht schon aus, um einen Knesseth-Sitz zu gewinnen – dies aber schärft nicht eben die Parteidisziplin. Wem seine Partei nicht paßt, der macht eine eigene auf: Unter den derzeit 17 Parteien im Parlament gibt es drei Einmann- und drei Zweimanngruppen. Bei nur 120 Mitgliedern hat natürlich jede Stimme einen viel höheren „Marktwert“ als etwa im Bundestag mit seinen 600 Abgeordneten.

Deserteure gesucht

Auf solcher Bühne läßt es sich trefflich schachern. Wer sich von seinem Vorsitzenden beleidigt fühlt oder in seiner Partei kein Fortkommen sieht, kungelt mit dem Gegner. Dieser wiederum hat ein geschärftes Interesse an jedem Deserteur, weil die beiden großen Parteien – Likud und Arbeitspartei – seit Mitte der achtziger Jahre auf je ein Drittel der Mandate zurückgefallen sind. Naturgemäß fällt den Religiösen in der Mitte, wie hierzulande der FDP, in diesem Spiel die strategische Rolle zu – nur wechselt die FDP im gemächlicheren Rhythmus Bett und Partner. Nachfrage, kurzum, schafft das Angebot und diktiert die Preise. Daß diese in Israel anno 1990 so besonders hoch sind, liegt an der Knesseth-Arithmetik: Der Likud hat 40 Sitze, die Arbeitspartei 39. Dies zwang sie 1984 in eine große Koalition, die niemand wollte und in der sich tagtäglich der Ausbruchsdruck erhöhte – bis sie vor sechs Wochen in die Brüche ging.

Inzwischen will auch ein Dritter nicht mehr mitspielen: das Wahlvolk. „Die Leute haben die Nase voll“, urteilt Likud-„Kronprinz“ Netanyahu, und der Bürgermeister von Tel Aviv, Schlomo Lahat, sagt: „Juden reagieren sehr sensibel auf Verletzung moralischer Normen.“ Das zeigte sich am 7. April, als 150 000 Demonstranten – von ganz links bis ganz rechts – auf dem Rathausplatz zusammenströmten. Sie trugen Spruchbänder wie „3 Millionen Wähler – ein Rabbi entscheidet“ oder auch ganz schlicht „Fuck the system!“ Inzwischen hat eine halbe Million Menschen eine Petition an Präsident Herzog unterschrieben, in der eine Wahlrechtsreform gefordert wird.

Der Premier solle, heißt es da, wie der amerikanische Präsident direkt vom Volk gewählt werden – und nicht mehr Sklave der Stimmenschacherei in der Knesseth sein. Die Abgeordnete sollten wenigstens zur Hälfte direktgekört werden – damit sie ihren Wählern und nicht dem Parteiappa-

2

rat untertan seien. Die Sperrklausel müsse mindestens auf 2,5 Prozent aller Wählerstimmen angehoben werden.

Dies hieße, daß die Hälfte der Parteien aus der Knesseth verschwänden. Aber eben diese Knesseth müßte das neue Wahlrecht absegnen. Warum sollten sich die Machthaber dergestalt selbst entleiben? Dazu Schlomo Lahat, einer der 30 Bürgermeister, welche die Demonstration vom 7. April organisiert haben: „Der öffentliche Druck wird diesen Feiglingen keine andere Wahl lassen; die zittern heute schon wie nasse Katzen. Sie spüren, daß sie das System ändern müssen; sonst nimmt ihnen die Straße das Heft aus der Hand.“ Immerhin, so Lahat, „hat das Volk auch in Osteuropa gesiegt, und da ging es nicht bloß um Pfründe, sondern um Sein oder Nichtsein der herrschenden Clique“.

Vorläufig aber gehen die Dinge ihren alten Weg. Nachdem Peres das Handtuch geworfen hat, darf Schamir versuchen, aus dem 60:60-Patt auszubrechen. Klar ist nur, daß der Parlamentarier Nr. 61 einen mörderisch hohen Preis verlangen wird. „Es geht einfach nicht an“, sagt dazu ein hochrangiger Likud-Politiker, „daß eine Religionsschule am Wohnort von X oder ein Ministersessel für den Non-Valeur Y die Schicksalsfragen der Nation beantwortet.“ Der gläubige Jehuda Ben-Meir, der zwölf Jahr lang die Nationalreligiösen in der Knesseth vertrat, meint, daß es „besser wäre, eine Münze hochzuwerfen, anstatt solchen Lumpen die Entscheidung zu überlassen“.

Wenn aber Likud den Weg des Stimmenkaufs vermeiden will, dann bleibt nur die Rückkehr zur großen Koalition – freilich ohne den glücklosen und verhassten Peres. Ein williger Großkoalitionär steht schon bereit: Peres' ewiger Rivale Rabin. Das aber würde den allesvereisenden Status quo mit sich bringen, und deshalb hofft einer aus Schamirs junger Garde insgeheim, daß auch seinem Chef die Regierungsbildung mißlingt. „Wenn das Land Glück hat, bleibt's beim Patt – so lange, bis das Volk revoltiert und einen Systemwandel erzwingt.“